

Tagung der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft vom 18. November 1989 in Bern : Diskussion : Musikwissenschaftssprachgebrauchsdeutsch

Autor(en): **Sackmann, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft = Annales suisses de
musicologie = Annuario Svizzero di musicologia**

Band (Jahr): **11 (1991)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-835232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Musikwissenschaftssprachgebrauchsdeutsch*

DOMINIK SACKMANN

Ich möchte nochmals zurückkommen auf das Referat von Herrn Gartmann, das für mein Gefühl in der bisherigen Diskussion zu wenig Beachtung gefunden hat. Unsere ganze Diskussion liesse sich doch auf einen einzigen gemeinsamen Nenner bringen – und damit ist zugleich ein Problem angesprochen, das in letzter Zeit meine Beziehung zur zunftmässigen Musikwissenschaft belastet. Ich meine den Umgang dieses Faches mit der Sprache. Die Sprache ist doch nicht nur Verständigungsmittel der verschiedenen Kunsthistoriker untereinander (da wäre ein Geheimcode ja noch denkbar), sondern sie bestimmt auch wesentlich die Wirkung einer ganzen Disziplin nach aussen. Im Blick habe ich die «angewandte Musikwissenschaft» im weitesten Sinn, wie sie von Herrn Gartmann umrissen worden ist, denn gerade die Musikwissenschaft mündet letztlich immer und in besonderem Masse in Öffentlichkeitsarbeit.

Ich glaube, dass die hier im Raum allgemein erwünschte Zusammenarbeit mit den Praktikern an den Konservatorien (das besondere Anliegen von Herrn Eigeldinger) entkrampfter wäre, wenn sich die Theoretiker an den Universitäten nicht ständig in selbsterrichtete Sprachschneckenhäuser zurückziehen würden. Mehr noch: ein Fach wie die Musikwissenschaft ist darüber hinaus getragen von einer unübersehbaren Menge von Musikinteressierten, von selbst Ausübenden, von Konzertbesuchern und Radiohörern, die in denjenigen Bereichen der Musik, für die sie sich einmal entflammt haben, gierig alles (entschuldigen Sie den Ausdruck:) verschlingen würden, wenn die sogenannte Wissenschaft ihnen nicht öfters die Suppe entweder versalzen oder gar in den falschen Hals giessen würde.

Ich stimme darin mit Herrn Prof. Arlt überein, dass ich oft lieber einen Text aus dem angelsächsischen Sprachraum lese als ein Elaborat der deutschsprachigen Musikwissenschaft; lieber nehme ich eine Fremdsprache in Kauf, als dass ich mir in meiner Fast-Muttersprache manche Befremdlichkeiten gefallen lasse. Nicht absolut gesehen, aber in der Tendenz steht der angloamerikanischen Klarheit im Formulieren und ihrer wohltuenden Beschränkung im Wortschatz oft eine geschmäckerliche Gewundenheit im Ausdruck und eine selbstgefällige Wortfülle (oder wortreiche Selbstgefälligkeit?) auf deutscher Seite entgegen. Wortfülle ist aber zumeist ein Anzeichen für Gedankenleere.

Eine nebulöse Formulierung soll vielleicht besonders gekonntes, abstrahierendes Denken vortäuschen, dahinter ist aber meistens eine Scheu oder gar Unfähigkeit zu spüren, die zentralen Phänomene unmissverständlich zu benennen und die gemachten Beobachtungen klar zu gewichten und einzuordnen. Entweder «lässt sich genau sagen», «was sich überhaupt sagen lässt» (Wittgenstein gestatte diese populistische Verflachung), oder der betreffende Gedanke ist nur für den Denkenden selbst «schön», «interessant», «wichtig» ..., für den Hörer oder Leser aber in dieser «gewählten» Formulierung einfach unnötig. Eine weitere meines Erachtens speziell in den Ländern deutscher Zunge anzutreffende Untugend ist der peinliche

* Dieser Beitrag ist der Versuch, das mündliche Votum aus der Berner Diskussion schriftlich zu fassen. Darum wird in dieser leicht erweiterten Form der engagierte Ton der freien Rede beibehalten.

Verzicht darauf, eigenes Engagement oder persönliche Faszination am Forschungsgegenstand in den zur Veröffentlichung bestimmten Texten zum Ausdruck zu bringen. Gerade eine solche Anteilnahme würde aber oftmals den Zugang zum Gegenstand selbst (und paradoxerweise in weit geringerem Masse zum Verfasser) erleichtern. Wohl im Gebrauch keiner anderen Sprache ist die Trennung zwischen Geschriebenem und Gesprochenem so strikt wie in der deutschen, aber gerade diese Trennung – und die Tatsache, dass sie auch andauernd gepflegt wird wie eine vom Aussterben bedrohte Pflanze – verdirbt die schriftliche Kommunikation. Wenn sich der sprachbewusste Wissenschaftler – und er möchte doch auch hierin ein Trendsetter sein, oder nicht? – wenn sich der sprachbewusste Wissenschaftler nicht fortwährend bemühen würde, seine mehrheitlich klare und verständliche *Redeweise* in einen «gehobeneren» *Schreibstil* hochzuschrauben, hätte sein Fach, und zumal wenn es sich dabei um eine Kunstwissenschaft handelt, die von ihm gewünschte Breitenwirkung. Oder anders gesagt: Würden sich die Gelehrten im mündlichen Austausch – auch an solchen Diskussionen wie heute – nicht eines pseudo-druckreifen Idioms befleißigen wollen, müssten sie nicht den Mangel an Wiederhall und Wohlwollen, d.h. den Mangel an gesellschaftlicher Relevanz, beklagen – auch dies ist ja ein spürbarer Grundtenor der heutigen Referate und Diskussionsvoten.

Vertreter einer Intelligenzija mögen den allgemeinen Sprachverfall bedauern und sich dagegen zur Wehr setzen, gleichzeitig droht aber gerade ihnen die Gefahr, dass sie nicht mehr gehört und gelesen werden, weil sie veraltete und als elitär verschrieene Sprachmittel gebrauchen. Eine Selbstbesinnung und Neuorientierung im Sprachgebrauch ist es, was nicht nur professionelle und Hobby-Musiker von einem Fach erhoffen, das über Musik nachdenkt, sondern was der Musikwissenschaft auch über unsere Sprachgrenzen hinaus (zumal in einem vielsprachigen Land wie der Schweiz) und zu den Anhängern der verschiedenen Methoden und Systeme (Stichwort: Konservatorium versus Conservatoire) den Weg ebnen und erleichtern würde.

Nochmals: im bewussteren, im gezielteren, dem Gegenstand angemesseneren Gebrauch der Sprache als umfassendes Kommunikationsmittel scheint mir der Clou der ganzen bisherigen Diskussion und der Grundsatzreferate zu liegen.

Und: wenn Sie finden, dass ich mit dem, was ich gesagt und wie ich es formuliert habe, hinter meinen eigenen Forderungen zurückbleibe, dann bedenken Sie doch bitte, dass ich vielleicht zu viel Zeit in musikwissenschaftlichen Seminaren, Vorlesungen und Vorträgen diesseits der Sprachgrenzen verbracht habe.

P.S.: Ich trage mich immer wieder mit dem Gedanken, eine Blütenlese der verunglücktesten Formulierungen in musikwissenschaftlichen Publikationen zusammenzustellen. Aber keine Angst! Ich widerstehe auch jetzt der Versuchung, konkreter zu werden.